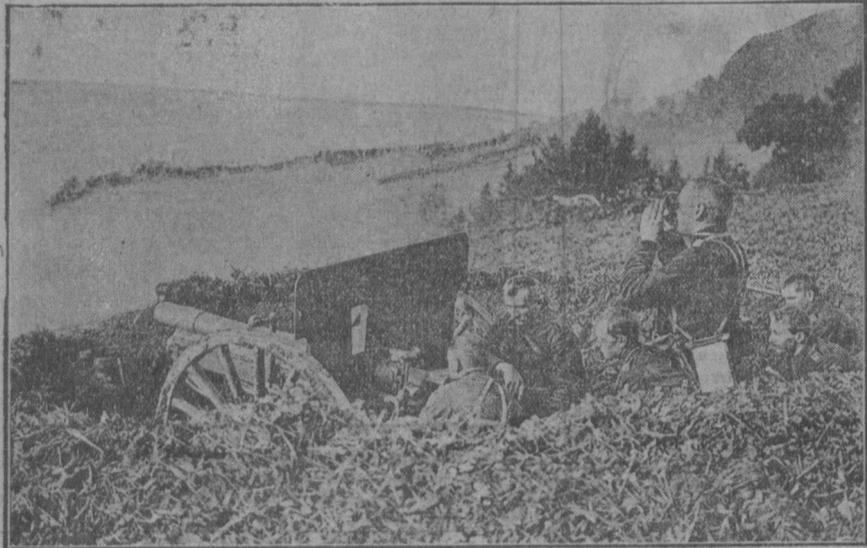
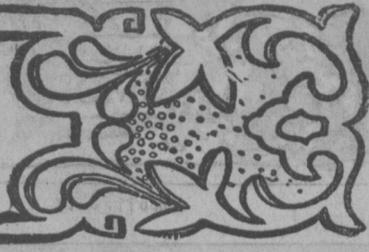




In der kriegerischen Schweiz.

— Von —
Karl Eugen Schmidt.



Eingegrabene Batterie.

(Für die „Mittelschweizerblätter“.)

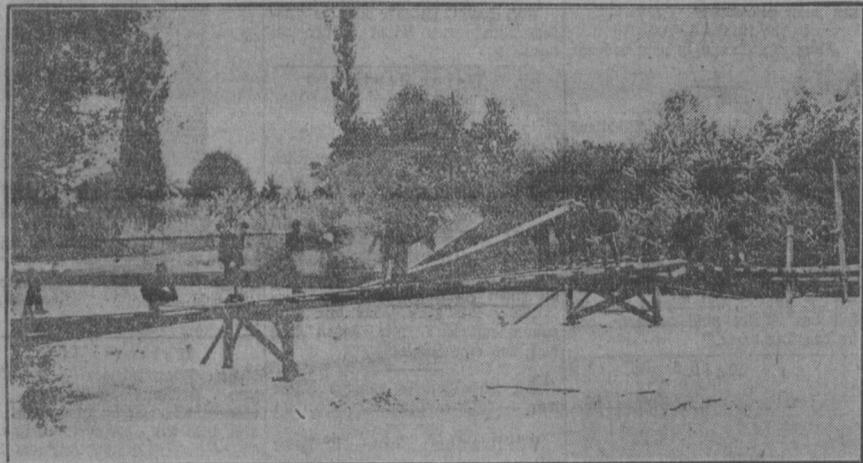
Wo alles liegt, kann Karl allein nicht hoffen, und wenn die ganze Umwelt in Waffen starrt, kann die Schweiz ihr friedliches Touristengesicht nicht beibehalten. Sie mag ja auch ganz ernsthafte Gründe zur Verächtlichkeit haben. Schließlich wäre es durchaus nicht unmöglich, daß die Franzosen auf den Gedanken kämen, nur auf dem Wege Borrentrun und La Chaux de Fonds sei es möglich, hinter die deutschen Linien zu kommen, und noch weiter unwahrscheinlich wäre ein Versuch der Italiener, durch das Engadin in den Rücken der Oesterreicher zu gelangen. Besonders diese letztere Möglichkeit schien den Schweizern anfänglich einiges Kopfschmerz zu verursachen, und von Anfang an hatten sie da unten bei den „Kagelmachern“ weit schärfere Wacht gehalten als an der französischen und deutschen Grenze.

Daß es auch in der Schweiz kriegerisch zugeht, erfährt man alsbald im Zuge, sobald man die Grenze überschritten hat. Es war Abend, und in Gottmadingen hatten wir ein hochnotpeinliches Verhör überstanden, wobei man bis an das heilige Bein untertucht wurde. Nun kam der schweizerische Beamte und verlangte seinerseits die drüben schon so sorgfältig geprüften Pässe zu sehen. Aber das geschah in so altväterlicher, gemüthlicher Art, daß uns die Geschichte fast komisch vorkam. Ein gebückter Greis mit etwas wirrem langem weißen Bart, ein Katerchen auf der Brust, eine große Hornbrille auf der Nase, durchschritt die Eisenbahnwagen und beschaute die Pässe. Der Mann sah aus, wie sich der Nachtwächter Sälchhorn in Spalepeares „Bier Värm am Nichts“ herzurichten pflegt, und wenn ich nicht drüben auf der deutschen Seite einen Seidenreißer vor den Grenzbeamten bekommen hätte, wäre ich bei seinem Anblick herausgeplatzt. Aber ich werde mich hüten zu lachen über Leute, die es in ihrer Gewalt haben, mich zwei, drei oder vierzehn Tage an der Grenze zappeln zu lassen oder mir die Weiterreise ganz und gar zu verbieten!

Offenkundig werden die Schweizer nicht böse und werden mich nicht in das feuchte Verließ des Schlosses von Chillon, wenn ich schüchtern anmerkte, daß ihr ganzes kriegerisches Wesen

einen ähnlichen leisen Anstrich von Romil hat. Damit will ich durchaus nicht sagen, daß der schweizerische Soldat mir komisch schiene. Mit Nichten und im Gegenteil! Der italienische Verjagtere mit seinem grimmigen Hahnenschwanz sieht direkt komisch aus, manche französische Soldaten wie die Spahis und in gewissen Grade auch die Dragoner scheinen direkt von der Operettenbühne zu kommen, der schweizerische Soldat in seiner einfachen und praktischen Uniform dagegen macht einen durchaus ernsthaften und zuverlässigen Eindruck.

bald einzeln zu haben, bald reiten sie hoch zu Ross dem Feinde entgegen, bald sitzen sie um den Tisch und entwerfen den Feldzugsplan, bald spähen sie mit den Fernrohren das Gelände ab. Sie sehen sehr gut aus, und ohne Zweifel würden sie sich im Ernstfalle ausgezeichnet halten, aber ich kann mir nicht helfen; es kommt mir komisch vor, die Herzen als gewaltige Helden zu feiern, nur weil sie das letzte Endes friedliche Manöver der Mobilmachung und der Grenzbesetzung hübsch und glatt durchgeführt haben.



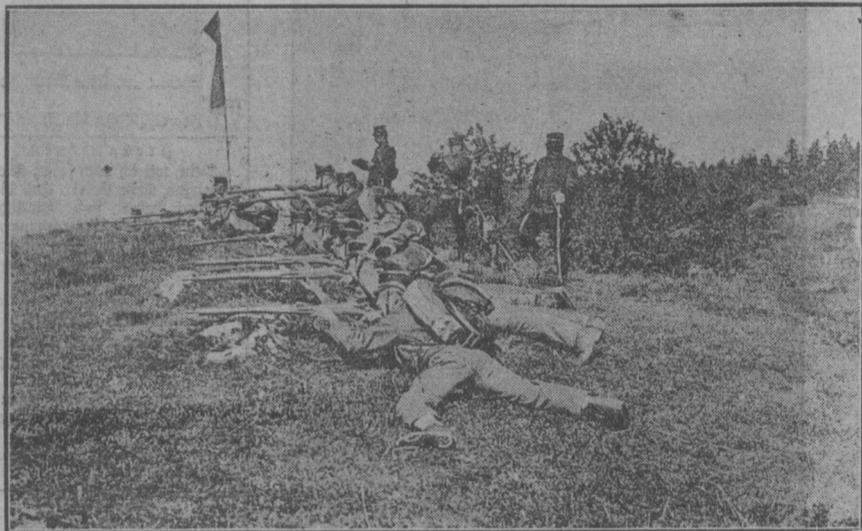
Zappene, eine Brücke zschlagend.

Komisch ist nicht der schweizerische Soldat, sondern vielmehr das große Wesen, das in der Schweiz mit ihrer Haltung im Kriege getrieben wird. Man sieht mehr Karten, Diplome, Ringe und tausend andre Dinge, welche das Andenken an die schweizerische Mobilmachung wachhalten sollen, in den schweizerischen Schaufenstern, als ähnliche kriegerische Gegenstände in den deutschen Läden. Man hat den Eindruck, daß die Schweizer stolz sind auf ihre Mobilmachung als die Deutschen auf ihre Leistungen im Kriege. Ueberall erblickt man die großen und kleinen Bildnisse der schweizerischen Generale und Obersten, bald sind sie in Gruppen vereinigt,

Andersen wäre das kein Grund für den Touristen, sich in der Schweiz weniger wohl zu fühlen als in Friedenszeit. Aber es kommen andere Dinge hinzu. Da ist zunächst der schon erwähnte Pöbelwag, der im Grunde mit Stillschweigen übergangen werden könnte, denn da keines der Nachbarländer einen Menschen ohne Paß aus dem Lande läßt, ist es schließlich einerlei, ob man das Papier in der Schweiz noch einmal zeigen muß oder nicht. Auch die obligatorische Anmeldung bei der Polizei ist nicht so schlimm, zumal wenn man aus Deutschland, Frankreich oder England — in Italien und Oesterreich wird es wohl auch nicht anders sein — kommt,

wo kein Gastwirt dem Fremdling ein Zimmer gibt, so lange dieser sich nicht auf der Polizei angemeldet hat. In der Schweiz ist das nicht so schlimm; hier befragt der Gastwirt die Anmeldung, und man braucht sich nur dann persönlich zu bemühen, wenn man längere Zeit bleibt und nicht im Gasthause wohnt, sondern eine Privatwohnung mietet.

Das schlimmste in der Schweiz und ganz besonders in der französischen Schweiz ist, daß mit dem kriegerischen oder militärischen Geiste auch eine heftige Spionitis verbunden ist. Der Schweizer ist davon überzeugt, daß sein Land jetzt von Spionen aller Nationen überlaufen ist, und in jedem Ausländer, der an den Ufern des Genfer Sees spazieren geht, vermutet der Eingeborene einen Spion. Am Genfer See ist es sehr schön, man wandert da zwischen Nebengeländen und einladenden Landhäusern hin, erfreut sich der wechselnden Ausblicke auf den See, seine Ufer, die herrlich tronenden Schneegipfel in Nähe und Ferne und künste alle Not und alles Leid vergessen, das der Krieg über uns alle gebracht hat, wenn nicht die Spionitis wäre, welche uns von mittrauischen Späherblicken verfolgen läßt. Am Genfer See gibt es selbstverständlich nur deutsche Spione. Die französischen Schweizer sind ebenso französisch gestimmt wie die Mailänder und Turiner und ihre Zeitungen schimpfen eher mehr als weniger. Sie sind eigentlich nur das Echo der Pariser Presse, die von ihnen auch im Frieden getreulich nachgehallt wird, aber sie bemühen sich, auch wieder selbstständig vorzugehen und auf eigene Faust zu schimpfen. Die Deutschen und die Deutsch-Schweizer, die in Lausanne, Genf oder Vevey wohnen, wagen es kaum noch, sich ihrer Mutter-



Gefechtskisten.

sprache zu bedienen, und neben den Franzosen sind die Engländer und Russen die Lieblinge der Eingeborenen und die Herren der Kaffeeshäuser und Spazierwege. Uebrigens hat wie in Italien und in allen Ländern mit starkem Touristenverkehr auch in der französischen Schweiz diese Industrie große Einbuße erlitten. Die Bevölkerung von Lausanne ist durch den Krieg von 73 auf 70,000 Einwohner zurückgegangen, und dabei handelt es sich ausschließlich um weggezogene Ausländer. Vielleicht gewöhnt man sich jetzt in Deutschland die Sitte ab, die „höheren Töchter“ in die französische Schweiz zu schicken. Das bishere französisch, das sie da lernen, haben sie nachher doch im Sandumdrehen wieder verlernt und könnten sie ebensogut oder ebensojohlecht in einer deutschen Anstalt lernen, wo der französische Unterricht von geborenen Französinen erteilt wird. Und wenn es sein muß, dann ginge ich für mein Teil noch lieber direkt zu den Franzosen als zu diesen Schweizern. Die Franzosen haben wenigstens Ursache, auf uns zu schimpfen, sie leben seit einem halben Jahrhundert in offenem oder latentem Kriegszustand mit Deutschland. Aber diese Schweizer! Welche Ursache haben sie, die Deutschen zu verlästern, zu hassen und zu beschimpfen? Wie die Italiener kennen sie den Deutschen in der großen Hauptsache nur als Touristen, der sein Geld bei ihnen ausgibt.

Daß gegen Deutschland laut hinaus- und Denkart denkt gar nicht daran, neutral zu sein, wenn es über Leute seiner Sprache und Denkart hergeht. Er nimmt alsbald Partei, als ob er selber angegriffen sei. Der Deutsche aber beschaute die Sache von allen Seiten und geht in seinem Bemühen, durchaus gerecht und unparteiisch zu sein, mitunter so weit, daß er sich gegen seine eigenen Sprach- und Blutsverwandten stellt. Es gibt in der Schweiz tausende von Leuten mit deutschen Namen und sogar mit deutscher Sprache, die den französischen

französisch sprechenden Landsleute würde es nur billig und recht scheinen, wenn sie aus ihrem Herzen auch keine Mördergrube machten und klar und deutlich herausgäben, mit wem und gegen wen sie es halten.

Das würde vermutlich eine ganz heilsame Wirkung auf die Genfer und Lausanner ausüben und zur Folge haben, daß man dort sich ebenfalls auf die Pflichten der Neutralität besänne, zumal wenn man den Leuten zu Gemüte führte, daß sie die Lieferung der Lebensmittel und anderer Dinge einzig und allein den Franzosen und den Engländern verdanken, die nichts über die Grenze lassen, wohingegen Deutschland und Oesterreich den Schweizern mit Kohlen und Kartoffeln aus helfen, so weit sie es können.

Eine mannhafte Antwort.

Es war im Jahre 1812, im kaiserlichen Palais zu Petersburg war große Tafel, als dort die Nachricht anlangte, Napoleon habe sich auf der Brandstätte von Moskau entschlossen, den Rückzug nach der Grenze anzutreten. Triumphender Jubel herrschte infolge dieser Botschaft an der kaiserlichen Tafel. Unter den Gästen des Jaren befand sich auch ein deutscher Flüchtling, der berühmte preussische Staatsmann und Geminister Freiherr von Stein. An den wandte sich die Kaiserin und rief ihm zu: „Wenn jetzt ein einziger französischer Soldat über den Rhein zurückgelangte, dann würde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein.“ Die Kaiserin hatte, als sie dies sagte, nicht bedacht, daß sie selbst die Tochter eines Rheinbundfürsten, des Großherzogs von Baden, war, und daß der Freiherr von Stein sich wenig daraus machte, auch gekrönten Häuptern unangenehme Wahrheiten zu sagen. Zeit und scharf sah Stein die Kaiserin an und antwortete mit lauter, harter Stimme, ganz gegen die Regeln der Etikette: „Eure Majestät, wenn die deutschen Fürsten ihre Pflicht getan hätten, niemals würde ein französischer Soldat lebendig auf diese Seite der Elbe gekommen sein!“ — Totenstille herrschte an der Tafel, als er geendet, die Kaiserin aber war klug und ehrlich genug zu antworten: „Sie mögen wohl recht haben!“



Radfahrer-Patrouille.

Sieg erhoffen, aber es gibt nicht einen französischen Schweizer, der nicht die Deutschen ingrimmig hasst und ihre gänzliche Niederlage herbeisehnt. Es gibt Millionen deutsche Schweizer, die im Herzen für Deutschland sind, aber mit Rücksicht auf die Neutralität ihres Vaterlandes diese Gefühle im Buken still behahren und sich ängstlich in Acht nehmen, nichts zu tun und nichts zu sagen, was nicht absolut neutral und unparteiisch wäre. Aber es gibt nicht einen einzigen französischen Schweizer, der dieses Beispiel nachahmt, nicht einen, der nicht seine Sympathie für Frankreich, seinen

Zu der deutschen Schweiz sieht man nichts Analoges: dort wird nicht auf Deutschland geschimpft, aber auch nicht auf Frankreich, und wenn Hindenburg und Madensen auf Postkarten ausgestellt sind, so hängen gleich daneben Joffre, Kludener und Cadorna. Kurz, die deutschen Schweizer verhalten sich absolut neutral, während ihre Landsleute französischer Zunge mit wüthender Parteilichkeit gegen Deutschland toben. Und obgleich man nicht gut die deutschen Schweizer um ihrer durchaus korrekten Haltung willen tadeln kann, an- gesichts dieser Parteilichkeit ihrer



Verwundeten-Transport im Gebirge.



Kavallerie-Patrouille.

Während die französischen Schweizer sich französischer gebärden als die Franzosen selbst, in der Hoffnung, hinfür nicht mehr um ihrer unparteiischen Wendungen und Aussprüche willen verspottet zu werden, verhalten die Deutsch-Schweizer sich neutral. Das ist echt deutsch und echt franzö-